

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 7

Artikel: Eynars Töchter [Fortsetzung]
Autor: Speck, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634894>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 7
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
14. Februar
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei in Bern.

Schneewanderung.

Von Sr. Hofmann.

Ich ziehe, nicht auf Ski und Schlitten,
Das weite, weiße Feld entlang.
Der Schnee knirscht unter meinen Schritten,
Der liebe, alte Winterfang.

Mir ist so wunderbar zu Mute.
Schneeland so weit das Auge reicht.
Die Winterluft kreißt warm im Blute.
Mein Schreiten wird so froh und leicht.

Wie Seide glänzt das weiße Linnen.
Der Wald ragt wie ein Märchenschloß.
Eispeere blinken an den Rinnen.
Die Berge leuchten still und groß.

Ein Schlitten sauft; die Schellen klingen.
Ein Schimmel fliegt an mir vorbei.
Ein Rabe streicht mit müden Schwingen
Träg' durch die Flur mit heiserem Schrei.

Die Stadt liegt hinter mir versunken,
Und leis entschlummern Gram und Leid.
Ich schreite frei und atme trunken
Die tiefe Wintereinsamkeit.

Gynars Töchter.

Roman von Georg Sped.

7

Es wurde ein Tischlein in den Schatten der Bäume gerückt. Die Wirtin breitete ein weißes Tüchlein darüber hin und stellte eine Flasche roten Burgunderwein darauf. Alles flink, fein und zierlich und ganz ohne Geräusch.

„Da geht sie hin“, sann der Syndikus und sah ihr nach. „Eine propere Person. Und zu denken, welches Leben sie führt mit ihrem Saufaus von Mann. Immerhin! Würde es ihr ein Mensch auf Gottes weiter Erde ansehen, daß diese hübsche Energie wartet, wartet — nun Sie wissen, was man erzählt. Eigentlich unheimlich, diese Energie. Aber so sind die Frauen. Alle haben es hinter den Ohren. Es ist wie eine Warnung, und ich habe mich entschlossen, noch ein wenig zuzuwarten, bis ich den Sprung ins Dunkle wage. Ins Dunkle, sage ich, denn nach diesen Prämissen ist das „Jenseits der Frau“ immer dunkel, man möchte sagen, eine Lotterie.“

Hier räusperte sich der alte Herr, als wünsche er etwas zu sagen: „Hem.“

Aber der Syndikus ließ keinen Menschen zu Worte kommen, wenn er im Zuge war. Er war heute besonders munter und trank genießerhaft sein Glas halbleer, indessen der andere sich zu einer Gegenrede bereitete. Darauf suchte er seine scharfen, schwarzen Augen hinter funkelnden Brillen-

gläsern zu verbergen und heuchelte Beschämung und Verlegenheit:

„Meine Tirade, da, vorhin vor dem Volke, war ein bißchen lächerlich. Nein, ich bekenne es, sie war schändlich und ich ein Komödiant. Was dachten Sie nur von mir? Denn, bei allen Himmeln, was verstehe ich im Grunde genommen von dergleichen Dingen?“

Der Doktor lachte gemütllich und funkelte nun seinerseits mit den Brillengläsern: „Vielleicht wollen Sie Volkstribun werden? Man sagt — und Sie sind klug und werden es bei der Geschwähigkeit der Stadt auch wissen — man sagt Ihnen eine große Zukunft voraus. Sie sind nun eben strebsam —“

„Oh! oh!“ stöhnte der Syndikus.

„— eben strebsam, und das soll man sein, wenn man jung ist.“ Er setzte vernonnen hinzu: „Ich gestehe, daß ich seit einigen Tagen plötzlich das Gefühl habe, in der Jugend nicht genügend gestrebt zu haben. Und jetzt bin ich alt. Im übrigen“, setzte er herzlich hinzu, „mag ich Sie gut leiden und mache mir darum keine Hintergedanken, wenn Sie etwas sagen. Sie hatten ja auch ganz recht; wenn Sie auch mehr spontan mit dem Kopf als mit dem Herzen bei der Sache waren.“

Der Syndikus hatte ihm aufmerksam zugehört und schien nun aufrichtig gerührt und verwundert: „Das nenne ich aber einmal reziprok! Sie krebsen, verzeihnen Sie, und nehmen mich hinterher für ein Muster. Ich hingegen erforsche seit einiger Zeit ernsthaft mein Gewissen, sage mir, der Garten gehört dem, der ihn sieht, und muß gestehen, Sie, lieber Doktor, haben ihn gesehen: den Garten in uns, kurz, das Leben. Und Sie dürfen mir glauben, es war mir bei der Tirade, neben aller schöngeistigen Anmaßung und vielleicht mit nur halbem Bewußtsein ernst. Denn Sie haben mich zum Proselyten gemacht. Ueberall fahnde ich nach Schönheiten, schnuppere in allen Winkeln unserer Stadt herum, entdecke See und Sonne und Himmel und merke, wie mich der Zauber dieses Nestes, Verzeihung, ganz mählich umspinnt.“ Und skeptisch und zögernd setzte er hinzu: „Und doch haben Sie vielleicht auch mit dem zweiten und ich mit dem ersten recht, genau soviel vielleicht, wie umgekehrt. Verflixtes Zeug! Vertauschte Rollen, Gegensätze statt Parallelen. Nein! Ich will diesem schönen Spuk doch lieber nicht ins Netz geraten, nicht ganz wenigstens. Sie haben recht. Es ist hier zu klein, zu muffig. Was tue ich in diesem schwachhaften Winkel?“

„Da haben wir's. Keiner kann seinem Schicksal entweichen. Ich versuche, sozusagen, eine Rettung ovidischer Opfer. Denn diese Stadt schelten zu hören schmerzt mich. Höchstens mir kann ich dergleichen gestatten. Sie sehen daraus, wie ich sie liebe. Sie sagen, daß sie schwachhaft ist? Mitnichten. Wissen Sie das neueste?“

Der Syndikus dachte heftig nach, und der Doktor fuhr triumphierend fort: „Glauben Sie, daß etwas gestern geschehen konnte, ohne heute schon bekannt zu sein?“ Der Syndikus verneinte leidenschaftlich mit Kopf und Händen. „Nun sehen Sie!“ schrie der Doktor im Flüstertone wie ein Bühnenkünstler und verzüngte sich vor Freude.

„Meine Nette hat sich gestern verlobt.“

Der Syndikus sperrte den Mund auf und sah damit nicht geistreich aus. „Der Teufel!“ rief er und mähibte sich erst hinterher. „Das habe ich nun allerdings nicht gewußt. Ich nehme alles zurück, was ich gesagt habe punkto Schwachhaftigkeit. Ich nehme auch alles zurück, aber nur für diesen Einzelfall vorläufig, was ich mit meinem unglücklichen Mundstück über die Frau sagte; es war leichtfertig und freventlich, es war eine Umkehrung der Wahrheit, oder doch der Regel, denn hier, ich gestehe es und ohne Phrasen, muß man sagen: Diese Frau ist zu gut für einen Mann, zum mindesten nur für den besten gut genug. Meine besten Wünsche und: Wer ist es?“

„Luß von Kapri.“ Der Doktor zögerte: „Ich gestehe, daß mir die Sache viel zu schaffen macht.“

Der Syndikus sah ernsthaft drein und schwieg eine Weile. Dann meinte er nachdenklich: „Aus der bekannten Familie Kapri. Päpstlicher Adel. Angesehener Name — ich erinnere mich. Nicht wahr, er hat eine Likörfabrik angefangen? Nun, an Urbanität fehlt es ihm nicht. Er ist sehr umgänglich. Ich glaube, tüchtig und rührig ist er auch. Nun also, wenn die Leute glücklich sind, warum sollen sie es nicht wagen?“

„Ja, ja“, sagte der Doktor, „nur — doch dort kommt der Notar. Ich möchte meine Angelegenheiten nicht kolportiert haben und habe auch noch einige Gänge.“

Der Syndikus sah herum nach einer Billardkugel auf einem kaffeebraunen Gehrock, der näher kam. „Auch ich habe noch zu tun, aber ich schenke mir noch fünf Minuten. Lieber Doktor, haben Sie Mut. Sie, der ewig junge! Man ist schließlich, wie man sich fühlt, und Sie sind doch so ein sonniger Mensch.“

„Ja, ja“, sagte der Doktor wieder. „Wir wollten schon längst in meinem Hause zusammen kommen. Könnten Sie es heute richten?“

„Oh, wenn ich darf? Sehr gerne! — Guten Abend, Herr Notar — also abgemacht, so um sieben Uhr.“

Der Doktor ging weiter und überließ seinen Platz dem Notar im braunen Gehrock. Und die Sonne schien ihm plötzlich nicht mehr so hell, während er sich auf seinen Gängen fragte, ob er sich wohl heute abend noch weiter mit dem Syndikus beraten solle. Welche Unsicherheit, dachte er und schämte sich. Wenn er dem Syndikus seine Bedenken mitteilte, wie seiner Frau? Vielleicht würde er anders, schärfer, objektiver, weniger rosig urteilen, wie Frau Agnes. Vielleicht seine eigenen dunklen Befürchtungen klären, volends lösen und ihnen zu klarer Gestalt verhelfen. Leonore war so jung, sah immer alles rosig an, war ein Kind, heiter, gutmütig, zu gutmütig. Er war nicht reich und murde alt, ja. Die Sache war doch zu überraschend gekommen. —

Am Abend, als das Glöckenspiel der nahen Hauptkirche sieben Uhr schlug und von einem halben Duzend Kapellen und Kapellchen ein lustiges und friedliches Abendläuten anhub, wurde die Hausglocke des Doktorhauses vom Syndikus seinerseits ausgiebig in Betrieb gesetzt. Der Hausherr kam aus seinem Konsultationszimmer, das hinten hinaus im Erdgeschoß lag, herbei und öffnete eigenhändig die Tür. Der Gast brachte einen Blumenstrauß, so groß wie ein Wagenrad und war, vielleicht weil Rosine wieder einmal die Küchentüre nicht geschlossen hatte und es allbereits recht appetitlich nach allerlei Gesottenem und Gebratenem roch, in der besten Laune. Lorenz, das Faktotum von jedermann, trug hinterher eine Erzwase, auf der zwei Widderköpfe ein Rebgewinde hielten. Da der Träger trinkgeldhungrig stöhnte, als trage er das Kreuz der Welt, sagte der Syndikus amtlich, kühl und trocken:

„Sehen Sie ab, Lorenz“, und gab ihm ein Trinkgeld.

Lorenz nahm das Trinkgeld mit Würde, aber er nahm es. Dagegen konnte er sich kaum entschließen, sich von der Wase zu trennen, als einem Anlaß zu weiteren Annehmlichkeiten, wie er mit schnuppernder Nase feststellte. Er spielte den liebenswürdigen Dienstbereiten und wollte nach oben. Der Syndikus jedoch machte kurzen Prozeß, unter der beifälligen Mithilfe des Doktors, und half ihm sich entlasten, worauf der Mann sich mit Unlust nach dem Garten und seinem Scheunenlager begab.

Es erwies sich, daß Leonore, für welche das Geschenk bestimmt war, mit Kapri auf Verwandtenvisiten gegangen war. „Schade“, sagte der Doktor, „sie wird nicht so rasch zurückkommen. Sie wollen noch auf den See. Le gendre de monsieur Dingsda hat ein Ruderboot, das er, obwohl es ganz ohne Schwertkiel, zum Segeln eingerichtet hat und heute einweihen will. Leonore, als großes Kind, ist natürlich nicht dagegen. Uebrigens, dieser Topf ist herrlich, antik



Fasching.

Von Ad. Bürki, Bern.

Fastnacht.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Jetzt hebt der Fasching an,
Des Jahres tolle Lustbarkeit,
Und wer kein Narr sein kann,
Der ist auch nicht gescheit.
Die Maske vor, lauf ich herum
Als Geck, als Geck,
Ich fopp und necke jedermann:
Das eben ist mein Zweck.

So mancher läuft das Jahr
Allüberall als Narr herum
Und denkt, dass er's nie war —
Das ist erschrecklich dumm.
Drum sag ich ihm vor aller Welt
Ganz keck, ganz keck:
Willkommen, lieber Herr Kolleg!
Willkommen, Bruder Geck!

Wenn ich mich täusche nicht,
So ist die Welt der Narren voll,
Nur dass man's ins Gesicht
Nie sagen darf und soll.
Der Fasching macht die Narren nicht,
O nein! o nein!
Sie finden sich zu jeder Zeit
Auch ohne Fasching ein.

oder antikes Muster. Wo, zum Sapperlot, haben Sie das aufgetrieben?"

„He? Bei Moor. Nicht wahr, das ist ein Augenschein wert? Sie sehen, ich lerne von Ihnen.“ Der Syndikus war ganz stolz: „Es könnte echt sein.“

Nun war seinerseits der Doktor ebenfalls in bester Stimmung und ganz in seinem Fahrwasser. Sie besahen den Topf oder die Urne, oder was es sonst sein mochte, von allen Seiten, bepöckelten ihn mit dem Fingerknöchel, bewunderten und mutmaßten und kamen allmählich in jene Feststimmung hinein, die am Abend bei Gastlichkeit und gutem Essen Leib und Seele gleich zuträglich und angenehm ist. Man stieg die Treppe hinauf, begrüßte Frau Agnes, die nicht nur würdig, sondern liebenswürdig, ja in Anbetracht, daß der Syndikus nichts mit den alten Familien des Ortes zu tun hatte und damit sozusagen ein Fremder war, sehr liebenswürdig. Man fand in dem vorderen Wohnzimmer, das den Syndikus mit Recht entzückte, die beiden Jüngsten des Doktors und setzte sich zu Tisch. Es gab, trotz der geplanten Sparsamkeit, Consommée Royale, gespickte Forellen und Kartoffeln, Schlegel mit Rahmsauce, Erbsen und Spaghetti, gebratenes Huhn mit Salat, panaschiertes Eis und Linzer Torte. Hier zogen sich die Frauen zurück, um über die zu schaffende Aussteuer zu beraten, und der Hausherr brachte die Flasche mit Kapris Chartreuse zum Vorschein. Nach einigen erwartungsvollen Augenblicken gab der Syndikus sein Gutachten ab:

„Doktor“, sagte er, „das Essen war wundervoll. Nicht was es war, sondern etwas, das man nicht beschreiben

kann; die Zubereitung, meine ich. Aber der Gipfel, das ist ohne Frage dieser Chartreuse.“

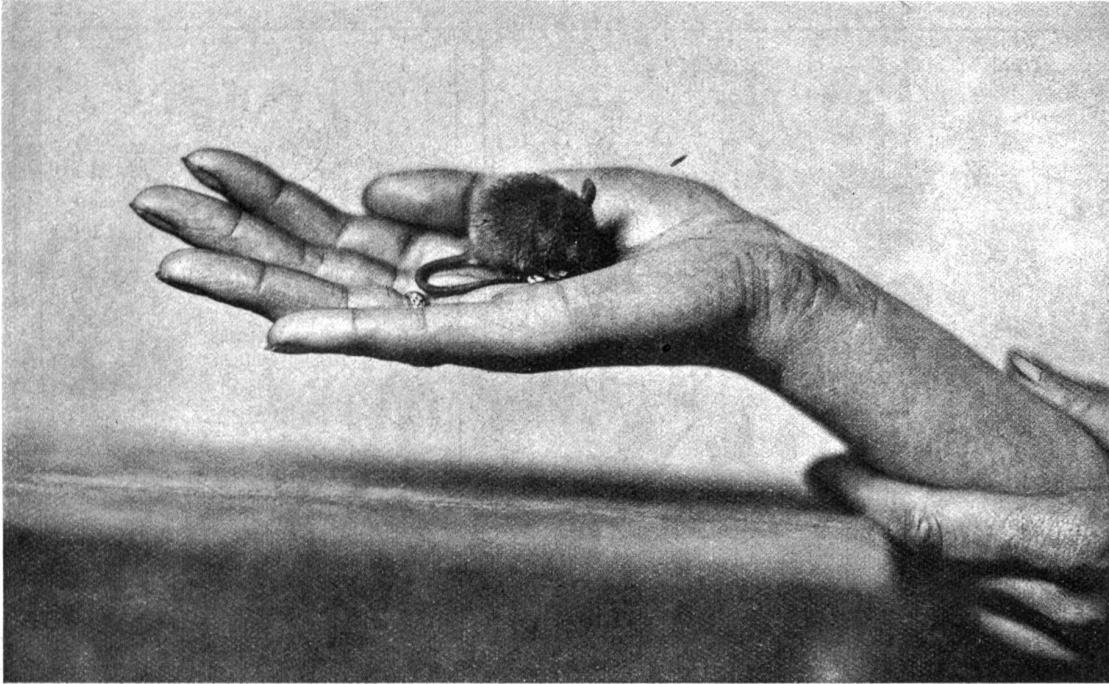
Hier fielen dem Doktor seine Fragen ein, welche er an den Syndikus richten wollte und die er in der Bezaglichkeit des Abends wieder vergessen hatte. „Wie?“ fragte er, „ist es Ihnen ernst?“

„Ich habe schon viele Liköre probiert. Was wollen Sie, man ist Junggeselle. Ich habe hier noch manches hinzugelernt. Aber das kann ich ruhig sagen, scheint mir: Kapri versteht etwas von dieser Sache und kann mit dieser Sorte so gut die Welt erobern, wie die Holländer und Franzosen zum Beispiel mit den ihrigen und damit Millionär werden. Wenn er sonst natürlich Glück und Ausdauer hat.“ —

An diesem Abend entschloß sich der Doktor, Kapris Destillation im Garten zuzustimmen.

Kapri fadelte nicht lange. Schon am nächsten Tage fand er sich mit seinem Schwiegervater im Garten ein, um einen Augenschein vorzunehmen. Sie waren kaum da, so fand sich auch noch Lorenz dazu, zerzaust und mit Strohhalmen in den Haaren wie immer. Dieser hörte mit Unmut die Reden und Pläne der anderen und brachte kordial und wohlmeinend seinen Rat, seine Einsichten und Ansichten vor, die zumeist eine bewegliche Klage, düstere Mahnung und dumpfe Weisagung zugleich war. Ueberhaupt sah er, wie er so verschlafen, verstört und verhubelt aus dem Dunkel des Stalles tauchte, wie ein rechter Eulenvogel und Unrat aus.

Aber auch da fadelte Kapri nicht lange, bot ihm mit liebenswürdiger Verächtlichkeit eine Zigarre und forderte ihn



Ein lebendes Mäuschen birgt sich in der schützenden Hand.

Phot. A. Collmann.

mit einem durchdringenden Dolchblid auf, von seiner Freizügigkeit Gebrauch zu machen und zu verschwinden. Der alte oder mittelalterliche Geselle erschraf, duckte sich und sah die beiden Schwieger mit einem feuchten Auge klagend an, besonders aber Kapri. Der besann sich denn auch eines andern, oder, wie Lorenz mit Genugtuung konstatierte, eines Besseren und ersuchte ihn, den Führer zu machen und vorerst einmal seinen Bau zu zeigen. Der kam dieser Aufforderung nach, obwohl, wenigstens was den zweiten Wunsch betraf, mit Unwillen. Es zeigte sich, daß der alte Sonnenbruder sich ganz artig eingerichtet hatte in seinem Stalle. Erst kam Gretchen, das Pferd, dann weiterhin eine Weile nichts mehr, dann ein kleiner Verschlag von Kistendeckeln. Darinnen sah man, von der Sommer Sonne, die durch das alte vergitterte Fenster festlich hereinschimmerte, malerisch beleuchtet, einen primitiven Tisch mit allerlei Schusterwerkzeugen; denn Lorenz pflegte zumeist, wenn ihn die Lust und Neigung überkam, sein Handwerk auszuüben wie ein Künstler nach freier Wahl, wie ein Bettler mit allerlei Lederstücken, die er ohne Bezahlung erhielt und ergatterte und wie ein recht kluger Unternehmer, da er auf solche Weise keine Ausgaben und nur Einnahmen hatte. Dabei war er, bei aller Profitlichkeit, dem Schönen durchaus nicht abgewandt, wie die an die Wände von oben bis unten geklebten Zeitschriftenausschnitte zeigten, die durch die Mannigfaltigkeit des Dargestellten einen lexikalen und universalen Bildungstrieb bezeugten. Konfervenbüchsen und ähnliche Funde waren als handliche Geräte für alles zurechtgerückt. Den Boden deckte kniehoch das schönste goldene Stroh, zum Ueberfluß noch mit ein paar guten Pferdededen gepolstert, welche der Doktor langsam und dunkel, sein Schwieger aber schnell und helläugig als Hausbesitz erkannte. Sie waren gerade dabei, den etwas betretenen Biedermann beim Ohr zu nehmen, als ein Massenangriff der massenhaft vorhandenen Flöhe auf ihre Hosenbeine sie

veranlaßte, entsekt ins Freie zu flüchten.

Immerhin nahm sonst dieser Augenschein den besten Verlauf, und Kapri kam immer mehr in gute Laune. Die massive Scheune war groß, trotz ihres Alters, in recht gutem Zustande. Man kam zu dem Schlusse, den Stall zu belassen, in die Scheune mehr Licht zu bringen und dort die Maschinen aufzustellen, die Remise damit zu verbinden und durch teilweisen Ausbau Raum für die Motorenanlage als Betriebskraft zu ge-

winnen. Im weiteren waren die beiden Herren einig, daß die schönen alten Biberschwanzdächer erhalten werden müßten und daß der Verkehr nicht durch das Doktorhaus, sondern hinten heraus, durch die Stadtmauer zu geschehen habe. Das schöne grüne Törrchen mit dem verschränkten alten Holzwerk ging so allerdings dahin, wie der Doktor in einem melancholischen Augenblick konstatierte, weil es von einem größeren Tore verschlungen wurde. Aber Kapri wußte ihn lebenswürdig und gutgelaunt zu trösten. (Fortsetzung folgt.)

„Beseelte Hände“.

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Künstler zeichnen sie, diese „beseelten Hände“! Und Photographen bringen mit vielem Retouchieren und allerlei Kunstgriffen ein Bild heraus, auf dem eine Menschenhand — lang und schmal — mit spizen Fingern, bewundert wird — eine „beseelte Hand“!

Meist sind es Frauenhände. Warum nicht? Wenn man schon uns Frauen im allgemeinen mehr „Seele“ zumutet als den Männern, so kann es schon sein, daß sogar der ganze Körper und damit auch die Hände von ihr durchdrungen sind.

Aber doch habe ich schon oft gelächelt, wenn ich in „Illustrierten“ diese beseelten Hände abgebildet gesehen habe. Es kam mir dann unwillkürlich die Vorstellung, wie diese Hände mit all' den modernsten Hilfsmitteln behandelt wurden, wie alte und neue Kosmetik erprobt wurde an ihnen, bis sie diese „Seele“ hatten. Und wie ein Photograph wohl duzendmal ihre Stellung und ihre Bewegung auf die Platte bannte — wieder bis die „Seele“ darin lag.

Körperpflege in Ehren! Sie sollte an keiner Frau vernachlässigt werden. Aber — so frage ich mich oft, kann diese Anmalerei und übertriebene Pflege und Verschönerung seiner selbst einem Seele geben? Ist es nicht gerade, als ob diesen Frauen, die Zeit haben — oder Zeit machen — stundenlang vor dem Spiegel ihre Hände zu pflegen, die Seele überhaupt abgehe? Und kann dann die Kosmetik diese fehlende Seele ersetzen und gar den Händen mitteilen, bevor das innerste Wesen des Menschen davon erfüllt ist?